

Guido Reif: **Gesang über den Wellen**

Es ist Abend. Die Sonne ist gesunken. Auf der Straße, die am See vorbeiführt, herrscht Ruhe. Kein Kutscher treibt Pferde an, die vor hochbeladene Getreidefuhrer gespannt sind, keine Autohupe gellt auf, kein Wanderlied ertönt.

Am Rand einer Wiese, die sich nördlich vom See ausbreitet, steht ein Wagen. Er unterscheidet sich in nichts von solchen, die von wandern dem Volk verwendet werden, das heute da, morgen dort sein Zelt aufschlägt und unter blauem oder sternbesäten Himmel ebenso zu Hause ist, wie der ehrsame Bürger unter dem schützenden Dach des von ihm bewohnten Hauses. Unweit vom Wagen steht ein Pferd und starrt in das Dunkel. Es bewegt sich nicht, es hält den Kopf halb gesenkt und gleicht eher einer Statue als einem lebenden Wesen. Ueber die Wagenhecke ist Wäsche gehängt. Sie bewegt sich ganz leicht, wenn ein lauer Wind vom See her über die Wiese streicht, dann in der dahinter gelegenen Waldung durch Äste und Ästchen schaukelt und schließlich langsam über die Felder streicht, die sich hinter dem Wäldchen unendlich weit fortzusehen scheinen.

Aus den vier Wagenfenstern fällt mattes Licht und zeichnet spärliche Flecken auf die Wiese. Vor dem Wagen liegt ein Mädchen im Gras. Es starrt in das Sternmeer, das sich über ihm wölbt. Die Hände sind unter dem Kopf verschränkt, die bloßen Füße überschlagen. Wenn vom See her wieder ein frischer Wind weht, köst er das Haar des Mädchens und weht ihm eine Locke in die Stirn. Das Mädchen versucht dann, diese fortzublasen, gibt die Bemühungen aber auf, wenn es sieht, daß sie fruchtlos sind, und starrt wieder zu den Sternen empor.

Nach einiger Zeit wird die Tür des Wagens geöffnet. Ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren steht im Schein einer Lampe. „Willst du nicht schlafen gehn?“ fragt er dann aufs Geratewohl in die Dunkelheit und fährt, als er keine Antwort erhält, fort: „Mutter hat sich schon niedergelegt. Und Senta auch.“ Als er noch immer vergebens auf Antwort wartet, geht er nach einer Weile hinzu: „Nun?“

Da erhebt sich das Mädchen. „Ich will noch baden.“

Der Mann verschwindet wieder, murmelt etwas vor sich hin und schließt die Tür.

Das Mädchen geht jetzt zum See hin. Mit leichten Schritten überquert es die Straße, ebenso das Stoppfeld, das zwischen dieser und dem See liegt, und läßt sich am Ufer nieder.

Das Himmelzelt spiegelt sich in dem fast unbewegten tiefblauen See. Dann und wann gluckt es weit draußen, es bilden sich Ringe, die größer und damit ungenauer werden, bis sie ganz verschwinden.

Das Mädchen blickt über den See. Endlos scheint er, endlos und einsam. Nur ganz weit draußen ist ein dunkler Punkt zu sehen. Ein Fischerboot? Ein Wächter?

Das Mädchen rückt bis ans Ufer und läßt die Beine ins Wasser gleiten. Lange sitzt es so. Dann richtet es sich jäh auf, streift Kleid

und Wäsche ab und taucht Sekunden später im See unter. Brustend erscheint es, weit vom Ufer weg, wieder an der Oberfläche. Ein geschicktes Wenden und die Schwimmerin läßt sich vom Wasser treiben.

Wie wunderschön das ist! Tiefe Nacht ringsum; weit und breit kein Mensch; drüber am Horizont die weißen Bergspitzen, die wie Silber aus dem Dunkel der Nacht glänzen; und der Körper badet im spiegelklaren Wasser des Sees. Immer so betwelen können denkt das Mädchen. Immer dieses Gefühl des Geborgenseins haben! Immer ohne jeden Stummer sein, nicht an das Morgen und Uebermorgen denken müssen, an die Sorgen, die damit verbunden sind, an die Demütigungen, die jeder dieser Tage bringen wird und muß, an den ewigen Streit zwischen Vater und Mutter, die sich gegenseitig vorwerfen, an dem Elend Schuld zu sein, in dem sie alle leben!

Ohne es zu wollen, ist das Mädchen wieder am Ufer. Es steigt aus dem See, breitet das Kleid aus und legt sich hin.

Wie warm der Nachtwind ist! Das Mädchen schließt die Augen . . .

Die Erde ringsum lebt. Es summt da und zirpt dort, es raunt da und bewegt sich dort. Der Wind säuselt eine Melodie.

Ist sie fremd, habe ich sie nie gehört? fragt sich das Mädchen. Es versucht, in das Säuseln des Windes einzustimmen, die Melodie, die es zu hören vermeint, aufzunehmen. Doch es wird eine andere. Leise summt sie das Mädchen vor sich hin. Erst einmal, dann noch einmal. Aus dem Summen wird Gesang. Es ist kein ganzes Lied, das erklingt. Das Mädchen singt und summt, seine Stimme senkt sich und schwillt an in einer alten, sentimentalen Weise.

Haben wir uns heut gesehen?
War's vor einem ganzen Jahr?
— — selbst vergessen, wo es war.

Lang vergangen sind die Stunden.
Unsre Zukunft kenn ich nicht.
— — bleibst allein noch dein Gesicht.

Alles geht einmal vorüber,
alles ist einmal vorbei.
Morgen wirst du weiter wandern,
irgendwo hast du ein Ziel!

— — doch es war nicht viel.
Wie die Jugend langsam schwindet,
schwindet die Erinnerung.

— — du und ich, wir waren jung.
Alles geht einmal vorüber,
alles ist einmal vorbei.

Das Mädchen summt den Refrain noch einmal. Es hat weder die Ruderschläge am See gehört, noch hat es bemerkt, daß unmittelbar vor ihm ein Boot ans Ufer gleitet.

Eine Männerstimme reißt es jäh aus seinen Träumen. „Schon zu Ende?“

Das Mädchen fährt erschrocken auf. „Fürchten Sie sich nicht, ich bin weder ein Dieb, noch ein Mörder. Ich bin ein harmloser Nachtwandler, den die Schönheit dieses Sees nicht schlafen läßt, obgleich ich schon lang ins

Bett gehörte. Ebenso wie Sie“, geht der Sprecher nach ein paar Augenblicken hinzu.

Das Mädchen ist so erschrocken, daß es den Mann anstarrt und nicht imstande ist, ein Wort zu sagen, auch dann nicht, als der Mann ganz nahe vor ihm steht und wieder zu sprechen beginnt. Wollen Sie sich nicht anziehen? Die Luft wird langsam kühl. Sie werden sich erkälten.“

Das Mädchen sagt nach der Wäsche, die neben ihm liegt, immer noch den Mann wortlos anstarrend.

Dieser dreht sich jetzt um, geht zu seinem Boot zurück und beschäftigt sich dort mit den Rudern. Einige Augenblicke später kommt er zu dem Mädchen zurück, das jetzt vor ihm steht und sich das feuchte Haar aus der Stirn streicht. Er faßt es bei der Hand, setzt sich und zieht das Mädchen zu sich heran.

„Ich will Ihnen Ihren Abend am See nicht rauben. Wir können ihn doch zusammen genießen.“

Dann sitzen die beiden Menschen lange Zeit schweigend nebeneinander.

Bis der Mann wieder zu sprechen beginnt. „Es war wie ein Märchen . . . Der Kahn treibt draußen am See, ziemlich weit von hier. Und plötzlich ist es mir, als hörte ich Gesang. Ich glaubte mich zu täuschen. Ich zog die Ruder ein und lauschte — ja, Gesang. Er war deutlich zu hören. Ich setzte die Ruder ein und versuchte, die Richtung zu halten — der Gesang ist zu hören, doch niemand ist zu sehen, bis ich fast am Ufer bin. Dann sehe ich Sie . . . Wollen Sie das Lied nicht noch einmal singen?“

Das Mädchen sieht den Mann an. Die großen, dunklen Augen gleiten prüfend über ihn. Dann erst folgen die Worte. „Ich meine das Lied nicht ganz. Nur ein paar Zeilen. Die Melodie weiß ich.“

„Dann müssen wir uns einen Text dazu machen.“

Das Mädchen lächelt. „Wenn das so einfach wäre!“

„Einfach ist es nicht, gewiß. Aber mit etwas gutem Willen geht's schon. Wollen wir's versuchen?“

Rein. Wir genügen die Zeilen, die ich kenne.“

Wieder schweigen die beiden Menschen lange Zeit. Der Mann legt sich zurück. Er schaut hinauf in die Sterne, doch gleiten seine Blicke immer wieder zu dem Mädchen hinüber.

„Wir könnten jetzt sehr geschickte Reden halten, könnten unter dem wunderbaren Nachthimmel philosophieren, wir könnten auch Dummheiten schwätzen. Statt dessen sitzen wir da und sind stumm.“

Nach langen Minuten spricht das Mädchen; seine Worte sind eine Antwort auf die vorausgegangenen Sätze des Mannes und sie sind zugleich viel mehr. „Ich könnte nicht geschickt reden. Und was philosophieren heißt, weiß ich überhaupt nicht. Ich weiß nur, daß es eine Landstraße gibt und Banerhöfe, in die man

betteln geht, und Dorfpläze, auf denen man dann und wann am Abend singt. Dummheiten habe ich früher einmal geschmäht. Das ist lange her. Damals kochte ich auch noch, daß es etwas anderes als Landstrafen gibt. Genau kann ich mich nicht mehr erinnern, ich war zu jung. Seither . . .

Das Mädchen schweigt und blickt hinaus auf den See.

Der Mann hat sich ausgerichtet. Unberwandt starrt er die Fremde an.

Das Mädchen beginnt wieder zu sprechen. „Auch Landstrafen sind schön. Auch Dorfpläze mit uralten Kastanienbäumen, einer Bank rund um den Stamm und mit alten Leuten darauf sind schön, wenn man sie so sehen kann wie Sie zum Beispiel. Wenn man sie so sieht wie ich, ist das alles sehr traurig.“ Plötzlich fährt sich die Sprechende mit der Hand über die Stirn. „Verzeihen Sie, ich schwäche. Ich verberbe Ihnen den schönen Abend?“ Ein Versuch, zu lächeln, spielt um den jähmalen Mund.

Das Mädchen steht auf.

Auch der Mann erhebt sich.

„Bleiben Sie da. Warum wollen Sie fort?“

„Gehn wir ein wenig?“

Sie beginnen um den See zu wandern.

„Sie leben sicher in einer großen Stadt?“ fragt das Mädchen nach einer langen Weile.

„Ja“, antwortet der Mann. „Aber einen großen Teil des Jahres bin ich hier. Ich liebe den See und das Arbeiten fällt mir hier leichter als irgendwo sonst“, setzt er erklärend hinzu.

„Wie schön Sie es haben!“

Sie sind eine große Strecke von ihrem ursprünglichen Lagerplatz entfernt. Die Zeit ist weit fortgeschritten. Im Osten beginnt es grau zu werden.

„Wie schön Sie es haben!“ sagt das Mädchen noch einmal und setzt dann hinzu: „Und was Sie alles erwartet! Ich aber —“

Der Satz bricht jäh ab. Das Mädchen neigt den Kopf.

Das Haar hängt ihr herab.

„Ich aber —“

Wieder bleibt es bei diesen Worten. Der Mann hört seine Begleiterin nicht. Er geht neben ihr her und wundert sich über die zarten Hände und über das kluge Gesicht dieses Kindes der Landstraße.

„Ich aber —“, beginnt das Mädchen wieder, „ich habe nichts zu erwarten. Ich weiß genau, was kommen wird. Ich fürchte mich nicht mehr davor, weil ich mich damit abgefunden habe. Für mich gibt es weder ein Vorwärts, noch ein Zurück . . . Wenn ich früher die Autos an mir vorbeifahren sah, beneidete ich die Frauen, die in ihnen saßen. Ich wünschte mir, nur einmal mit einer zu tauschen? Heute —? Ich sehe nichts mehr rings um mich. Früher hatte ich Sehnsucht nach allem Schönen. Ich konnte stundenlang vor einem Denkmal stehen, es anstarren und versuchen, es zu verstehen. Heute —? Ich gehe am Schönsten blind vorüber. Nur die Abende gehören mir. Sie und ihre Schönheit . . .“

Das Mädchen schweigt. Minuten vergehen. Plötzlich wirft es den Kopf zurück, spricht mit einer hastigen Bewegung das Haar aus dem Gesicht und sieht den Mann an seiner Seite verwirrt an. „Warum erzähle ich Ihnen das? . . . Warum? . . . Ich glaube, daß Sie gut sind. Ich glaube, daß ich Ihnen alles sagen könnte. Von Ihnen strömt etwas aus, das wie Geborgenheit anmutet. Wenn ich morgen, wenn ich

Hinterhäuser-Romanze

Das aber ist der Blick aus meiner Kammer. Gefächte Wände . . . brängende Gespenster Reihens reiches das Einmaleins der Fenster . . . Der ganze Großstadt-Hinterhäuser-Zimmer.

Sie da gewach'ne Wäsche, schon beruhte. Du er überm Schmalhof prüft des Nachbars Auge. Wie's um mein Tagwerk stehe, ob's ihm tauge, Ob ich was tat, was er bisher nicht wußte.

Es ist bequem für ihn, so aus der Nähe zu schauen, wie ich komme, wie ich gehe. Beschreib'nes Schauspiel, so genügt's ihm doch.

Und wenn mein Fenster ich mit schnellem Griff verschließe, bringen eines Tanzlieds Bisse noch zu mir, einen halben Ton zu hoch.

Erwien,

in einem Jahr an diesen Abend zurückdenken werde, an die Reinheit dieser Stunde, dann —“

Da sieht der Mann plötzlich vor der Sprechenden. „Ich will nichts hören. Nur deinen Namen.“

Mit großen Augen blickt ihn das Mädchen an. „Meinen —?“

„Deinen Namen.“

„Tanja.“

„Du wirst mit mir gehn, Tanja, Du gehst nicht auf die Landstraße, nicht auf Dorfpläze und nicht in Dorfvirtshäuser oder auf Bauernhöfe. Glaube nicht, daß du mit mir ein Leben in Saub und Braus führen kannst. Auch mein Leben ist hart, aber es ist immer noch ein Quentchen besser als deins.“

Tanja sieht ihn mit großen Augen an. Ihre Hände bebten.

„Ich soll —?“ versucht sie dann zu sprechen. Es bleibt aber nur beim Versuch. Tränen quillen aus ihren Augen. Plötzlich faßt sie die Hand des Mannes, um sie an die Lippen zu ziehen.

„Tanja, dumme, kleine Tanja.“

Ein paar Sekunden starrt Tanja vor sich hin. Dann sinkt sie zusammen, liegt am Boden und weint. Der Mann läßt sich neben ihr nieder. Langsam streicht er über ihr Haar.

Nach einer Weile richtet sich Tanja auf. Wortlos starrt sie auf den See. Minute um Minute verrinnt. Dann wendet sie sich dem Manne zu. Ein müdes Lächeln liegt auf ihren Zügen.

„Und wie heißt du?“ fragt sie.

„Herbert.“

„Gute Nacht, Herbert“, sagte sie, „gute Nacht! Bisher träumte ich mir nur den Mann, den ich unendlich lieb haben könnte. Jetzt kenne ich ihn.“

Sie küßt ihn . . .

Und ehe der Mann noch begreift, was geschieht, hat sich Tanja ausgerichtet. Mit raschen, leichten Schritten eilt sie über das Stoppelfeld und über die Landstraße zum Wagen, dessen Tür Sekunden später ins Schloß fällt . . .

Am nächsten Vormittag ist die Wiese nördlich vom See leer. Kein Wagen, kein Pferd ist zu sehen. Nur ein kleiner Haufen Asche und ein paar Meter von Pferdehufen zusammengeirretenes Gras geben Zeugnis dafür, daß in der vergangenen Nacht hier fahrendes Volk gelagert hat, sie künden aber nicht davon, daß sich in eben dieser Nacht das Schicksal eines Mädchens vollzogen hat.

Bekämpfen Sie ihre Frühlings-Müdigkeit

Seit man von den kleinsten Lebensstoffen, den Vitaminen, Kenntnis hat und immer mehr solcher Nahrungs-Inhalte entdeckt, ja selbst herstellt, weiß man, daß zum Beispiel die Suppe des Gründonnerstag-Suppe aus siebenlei oder neunlei Kräutern durchaus kein Aberglaube ist, ebensowenig wie das Bestreuen der fertigen Suppe mit Suppenkräutern (Peterfilie, Schnitt-

Herzogin Natalie von Oldenburg

Eine österreichische Sozialistin, die, hoch betagt, in Stille und Zurückgezogenheit lebt, schreibt uns:

In Broghan in Ungarn ist kürzlich im Alter von 82 Jahren Herzogin von Oldenburg gestorben. An ihren Tod knüpfen sich allerlei Gerüchte, so unter andern auch das, sie habe die letzten vierzig Jahre ihres Lebens in einem grauen Turm ausgebracht.

Herzogin Natalie, die warmfühlende und mitleidvolle Frau, vierzig Jahre in einem Turm! Nein! Wer immer diese Information gegeben hat, — sie ist unrichtig! Ich lernte diese Frau in meinem zehnten Lebensjahre kennen und konnte sie nie vergessen. Wenn auch mein Leben ein ganz anderes war, so interessierte ich mich doch immer für die Frau, die mir in meiner Jugend, wie eine Lichtgestalt erschien. Ein Engel an Schönheit und Güte. So wie ich jetzt von ihr schreibe, sehe ich sie vor dem Schlosse Alt-Erlaa vor mir: In hellen, geblumten Reittleid, das Pferd besteigend und mir zurufend, ihre Rückkehr abzuwarten. Sie beschenkte mich, wie hunderte andere auch. Auch mit Büchern. Sie beschäftigte meine Mutter, als diese arbeitslos war. Sie war damals eine sehr junge Frau und fuhr im Park ihres Schlosses oft selbst

eines ihrer Kinder. 1879 übersiedelte ich mit meiner Mutter nach Wien und ich hörte jahrelang nichts mehr von der Herzogin. Durch meine Tätigkeit, auch die schriftstellerische, und verschiedene Zufälligkeiten, kam ich Ende der neunziger Jahre wieder mit ihr in Beziehung. Sie besuchte damals mit einer auch mir bekannten Dame eine Versammlung, die eine Solidaritätskundgebung für die streikenden Bergarbeiter von Mährisch-Osttau war. Unter dem Motto: „Schwarze Damen“ leisteten beide ihren Unterstützungsbeitrag für den Streikfonds. Damals aber soll sie nach dem „Brünner Tagesboten“ schon weitabgewandt in dem grauen Turm gelebt haben! Daß das nicht stimmt, beweisen noch andere Tatsachen. Aus dem Jahre 1906 besitze ich drei Briefe von ihr. Doch vorher noch eine Sache, die von ihrer geistigen Einstellung und von ihrem Verhalten zu den Arbeitern Klarheit gibt. Neben ihrem Schlosse in Alt-Erlaa hatte sie schon zu Lebzeiten ihres Mannes ein Spital eingerichtet, in welchem mittellose Leute unentgeltlich aufgenommen wurden. Arzt und Medikamente wurden von ihr bezahlt. Auch in ihrem ungarischen Dorfe Broghan erhielt sie ein Spital. Einmal hatte sie im Spital zu Alt-Erlaa einen Arbeiter aufgenommen, der wegen Majestätsbeleidigung verurteilt wurde. Damals wandte sie sich an Doktor Viktor Adler, er möge sie besuchen. Sie erbat von ihm Rat, wie man den Arbeiter forbringen könne, um ihn vor der Strafe zu schützen. — Nach dem Umsturz übernahm sie vorübergehend das Protokolat über den von Dr. S. Weiß ge-

lauch und vergessenen anderen) ein solcher Aberglaube oder nur eine Würzung ist. Dergleichen dient die vorbildliche französische Sitte, auf den Fisch getrocknet oder frisch eine Anzahl Gesundheitskräuter zur Beimengung zu Suppe und Soß zu servieren, der „Lisanes“, nur einer Gewürzbezeichnung. Es handelt sich in all diesen Fällen um Anwendung von Erfahrungen, besonders zu Beginn des Frühjahrs, dem über an Vitaminen verarmten Körper zu Hilfe zu kommen. Ueber den Winter fehlten die frischen Gemüse, zu denen auch die Kartoffeln gehören. Der Kon ruht auf frisch. Alle Gemüse verlieren durch Lagerung und also ohne Wirkung der infra- und ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes binnen kürzester Zeit — Karfiol in einer Woche — den größten Teil des Vitamingehaltes. Das gilt auch von Orangen und ihren Verwandten, am wenigsten von Zitronen und Äpfeln. Weil aber von den genannten Lebensstoffen die kleinsten Mengen genügen, um regelmäßig dem Körper zugeführt, ihre Wirkung zu entfalten, deshalb ist die Sitte der Gründonnerstag-Suppe durchaus kein Aberglaube. Der Mangel des Sonnenlichtes im Winter verursacht aber auch das Fehlen einer anderen Wirkung der genannten Strahlen, der auf das Provitamin Ergosterin auch der Haut. Aber — und das ist bei unferen teureren Obst- und Gemüsepreisen das wichtigste — nicht allein aus Gemüse und Obst zieht der Körper die ihm lebensnotwendigen Vitamine verschiedener Art, sondern das antitumorbutische C-Vitamin, mit das wichtigste, auch aus allen Gattungen Zuder, — wogu natürlich die Saccharine und Zuderine und dergleichen nicht gehören (weil sie mit Zuder und Gesundheit nichts zu tun haben), wie der Dozent an der Deutschen Universität, Dr. Siegwart Hermann, schon vor Jahren in der Zeitschrift für Biochemie nachgewiesen hat. Gerade im Frühjahr ist also ein zusätzlicher Verbrauch an Zuder von großer Wichtigkeit, denn die früher allgemein verbreitete Körperliche und seelische Menschheitsgeißel Storkut hat auch Vorformen, zu denen eben die Frühlingsmüdigkeit gehört. E. K.—E.

Der Herrschaftskutscher

Der Zufall gibt mir ein sonderbares Büchlein in die Hand. „Kurze Fahrinstruktion für Herrschaftskutscher in 22 Fragen und Antworten“ ist sein Titel. Sein Verfasser nennt auf dem Titelblatt nicht seinen vollen Namen, nur dessen Anfangsbuchstaben und seinen Rang: Graf von S. E. Nicht vor Jahrhunderten, sondern erst vor nicht einmal ganz vierzig Jahren — im Jahre 1898 — ist das Büchlein erschienen. In Wien.

Kinder der Gegenwart wissen kaum, was ein Herrschaftskutscher war. Selbst die aus der Vorkriegszeit übriggebliebenen Menschen haben den Herrschaftskutscher, der in ihrer Jugend zum Alltag nicht nur des städtischen, sondern auch

des ländlichen Straßenbildes gehörte, vergessen. Der Herrschaftskutscher ist der Lehnit zum Opfer gefallen. Den Herrschaftskutscher hat der „Herrschaftskaufmann“ abgelöst, der freilich etwas ganz anderes ist als der Herrschaftskutscher es war — auch dann, wenn er im Dienste derselben Gesellschaftsklassen steht, denen auch sein Vorgänger diente. Nicht nur deshalb, weil das Auto etwas ganz anderes ist als der Wagen, sondern auch deshalb, weil die Zeiten ganz anders geworden sind und das Zeitalter der Herrschaftskutscher der Vergangenheit angehört. Darum ist dieses kleine Büchlein von kulturhistorischem und soziologischem Interesse — und vielleicht auch für Forscher der Verfassungskunde, die den seelischen Grundlagen und Wirkungen verschiedener Verfassungsformen nachspüren, nicht ohne Nutzen.

Untertauchend in das Dunkel

(Beim Wiedereintritt in die Arbeit zu singen.)

Untertauchen in das Dunkel will ich wieder, wo des Abends tausend Birnen glühn, Eisenarme, Räder leuchtend nach mir gieren — in das Meer der langentzehrten Mähen,

Und will alles Leid und meinen Kummer wieder in das Dröhnen der Maschinen schreien; will im Jorne über dieses Jammerdasein, Gift und Galle so wie eh'mals speien.

Und hab' wieder Sehnsucht nach des Frühlings Blüten, dort im Dämmer der Fabrik, nach Sonnenschein, und darf schwärmend, fluchend und die Fäuste ballend — endlich, endlich wieder glücklich sein!

Gans G s o n h e i s e r .

Dies beweist schon die Einleitung des Büchleins. „Ein herrschaftlicher Kutscher — heißt es da — soll nicht vergessen, daß die Tracht, welche sein Herr ihm gibt und vorschreibt, die „Livrée“, ihm ebenso auszeichnet, wie den Soldaten die Uniform, und ihn vor allen anderen Leuten, die etwa auf dem Boden sitzen und fahren, unterscheidet. Er soll sich vor Augen halten, daß ein herrschaftlicher Diener selbst ein Herr ist.“

Diesem Standpunkte entspricht vollkommen auch die Antwort, die der Verfasser auf die Frage: Wie hat der Kutscher auf dem Boche zu sitzen? gibt:

„Wie ein Kaiser auf seinem Throne!“ Hier oben bin ich der Herr!“ das muß sich in seiner ganzen Haltung ausdrücken. Die Bescheidenheit, deren ein anständiger Diener sich sonst immer und überall befehligen soll, ist hier nicht am Platze.“

Es ist selbstverständlich, daß die Frage: Wie hat die Fahrt zu beginnen? folgenderweise be-

gründeten Verein „S ä u g l i n g s m i l c h - b e r t e i l u n g“. Sie wurde deshalb, wie sie mir schrieb, vielmals angegriffen und auch mit antisemitischen Föbelereien bedacht.

Die politische Tätigkeit, die mich immer mehr in Anspruch nahm, brachte es mit sich, daß manche persönliche Beziehung gelodert, ja ganz aufgegeben wurde, daß ich manchen Menschen, der mir lieb war, fast aus den Augen verlor. Auch Natalie von Oldenburg. Aber wenn ich in die Nähe von Alt-Erlaa kam, suchte ich das Schloß auf, um in dem herrlichen Park in Erinnerung zu schwelgen. Schon 1920, als ich zuletzt in Erlaa war, gehörte das Schloß nicht mehr ihr. Aber nie habe ich vergessen, wie Natalie von Oldenburg auf mich gewirkt hat, als sie mir wie ein Engel vom Himmel erschien. Liebliß und gütig. Sie tat unendlich viel für die Armen und Notleidenden. Sie ging selber in die Wohnungen der Wittsteller und wenn es sich um Kranke handelte, schickte sie ihren Arzt; sie kaufte Medikamente, wie sie Kleider, Schuhe und Hüter kaufte. In einem Brief vom Jahre 1910 schrieb sie mir über das Leid, das ihr der Tod ihres Mannes und ihrer jungen Tochter gebracht hatte: „Die bittersten Enttäuschungen meines Lebens habe ich durchaus nicht durch die Armen erlitten, sondern seit dem Tode meines edlen Mannes von Leuten aus meinen eigenen Kreisen, Gebildeten und Halbgebildeten, die nicht einmal die Entschuldigung der brüdernden Not, des erbarmungslosen Daseinskampfes für sich hatten. In einem ihrer letzten Briefe heißt es:

„Ich komme nur noch selten hieher (Alt-Erlaa), weil ich das teure Leben hier nicht mehr erschwingen kann, andererseits weil es mir eine Qual ist, an einem Orte zu leben, wo mich so grenzenloses Elend umgibt, dem zu steuern ich doch nicht die Mittel habe. In solchen Industrie-gegenden ist ja alles wie ein Tropfen ins Meer.“

Natalie von Oldenburg! Sie war eine geborene Freiin von Friezenhof und Herzogin Elisabeth von Oldenburg heiratete sie gegen den Willen des regierenden Großherzogs. In Oesterreich fand sich kein Pfarrer, der gewagt hätte, die Liebenden zu trauen. Der Großherzog von Oldenburg schickte seinen Geheimsekretär herum, um gegen die Trauung zu hehen. In dem ungarischen Dorf Be r e g a h e l y fand 1876 die evangelische Trauung statt. Die Antwort des Großherzogs erfolgt prompt: Die Apanage wurde vorläufig suspendiert. Zwei Kinder wurden geboren, die in den Matrizen als Oldenburger eingetragen wurden. In einem Brief aus dem Jahre 1878, den Herzog Esmar an den Reichskanzler Bismarck schrieb, heißt es, daß ihn Graf Kauffe, der österreichische Ministerpräsident, verständigt habe, daß er infolge der Reklamation des Oldenburgischen Großherzogs den niederösterreichischen Statthalter beauftragt habe, in den Matrizen der Wiener evangelischen Gemeinde A. C. bei den in Alt-Erlaa geborenen Oldenburgischen Kindern das dem Taufnamen vorangesezte Wort „Gohheit“ zu streichen und sie unter dem Namen ihrer Mutter, also u n e h e l i c h e i n z u t r a g e n! Man sieht, wie es

übrigens längst, daß die „von Gottes Gnaden“ im Interesse ihrer Dynastien auch vor Fälschungen nicht zurückschreckten! Uebrigens hat der Sekretär der Herzogin Natalie, Fritz Lemmermeier, im Jahre 1905 eine ganz interessante Broschüre herausgegeben („Leiden eines deutschen Fürsten“, Verlag Hermann Walter, Berlin), die von Esmar von Oldenburgs Kampf erzählt. Er kämpfte nicht wegen des Titels „Gohheit“, wie er selbst sagte, sondern wegen des Rechtes seiner Frau und seiner Kinder.

Wie er über den Reichtum dachte, zeigen seine Aphorismen. Einst machte er seiner Frau ein größeres Geldgeschenk. Dazu schrieb er: „Dies Geld ist dein und doch nicht dein — dann würde erst recht dein eigen sein, wenn's Armut linderte und Pein.“ Oder: „Geld macht nicht reich, es sei denn reich das Herz zugleich.“ Er verfasste Theaterstücke, die auf verschiedenen Bühnen aufgeführt wurden. In Oldenburg war die Aufführung verboten. Die Verfolgungen in Oesterreich wegen Führung des Herzogstitels mit dem Prädikat „Gohheit“ genügten dem Großherzog nicht. Da das Paar öfter in Ungarn im Schloß Broghan wohnte, wandte er sich auch an die ungarische Regierung, damit sie der Herzogin Natalie die Führung des herzoglichen Titels unmöglich machen sollte, ebenso den Aufenthalt in Ungarn, das ihre eigentliche Heimat war.

Wie schrieb mir Herzogin Natalie, als sie mir von den Verfolgungen, die sie zu erdulden hatte, erzählte? „Das sind die Wunden, die niemals heilen.“



Adamson zieht um

antwortet wurde: „Die Fahrt hat so zu beginnen, wie der Kutscher will und nicht wie die Pferde wollen.“

Die Pferde dürfen freilich erst auf das Aviso des Kutschers angehen und dieses Aviso muß nach dem Ratsschlage des Verfassers „ein leise anfangendes, allmählich stärker werdendes Ge-e-e-äh!“ sein. Die Peitschenschnur muß zugleich auf den Rücken des fauleren Pferdes gelegt werden.“

Bezüglich des Gebrauchs der Peitsche gibt der Verfasser dem Herrschaftskutscher den Rat, daß er zwischen Güte und Strafe genau unterscheiden soll. Schredende Pferde sind, nach seiner Meinung, immer das Zeichen eines schlechten Kutschers. Hier ist am Rande folgende Bemerkung eines begeisterten Anhängers des Verfassers zu lesen: „Vabul Sehr richtig!“ Dies hindert ihn aber nicht, auch Kritik zu üben, wenn es sein muß. An der Stelle, wo der Verfasser für das Galten der Pferde das Aviso „Est!“ empfiehlt, steht folgende Randbemerkung: „B a r u m n i c h t d a s a l t e P r r r r r!“

Nun folgen die weiteren Fragen und Antworten: Worauf hat der Kutscher beim Fahren zu achten? — Was ist beim Fahren die Hauptache?, usw., usw.

Zum Schluß lesen wir folgende handschriftliche Bemerkung des begeisterten, aber auch kritischen Freundes des Verfassers: „Du wolltest meine Meinung wissen: ich finde das Ganze famos! Leider aber kaum erreichbar — weil in weit jene Kutscher, die die entsprechende Hand und Verständnis für die Pferde haben, für die übrigen Details kaum zu bilden sind und jene, welche alles Talent haben — immer Lu mp e n s i n d o d e r w e r d e n!“ So dachten manche Herrschaften über ihre Untergebenen — Arbeitnehmer würden wir heute sagen — die, wenn auch in eleganter Livree geküßt und würdevoll auf dem Hoch saßen, dennoch nur auf Lohn angewiesene Arbeiter waren.

Dr. J. N.

Heidnische Bräuche im heutigen Europa

Man sollte es nicht für möglich halten. Und doch: Ritten in Europa, in Marzoll bei Bad Reichenhall in Oberbayern, opfert man in einer Steige ein Huhn. Das Huhn muß aber unbedingt schwarz sein, sonst ist der Zauber nicht wirksam und der Aerger des Bösen könnte herausgefordert werden. Schweres Unheil würde daraus entstehen.

Auch in der Gegend von Braunau am Inn, hat sich ein alter, heidnischer Brauch erhalten in Gestalt von Getreideopfern. Man wirft das Korn in eigenartige, altertümlich geformte Gefäße, eine Art Urnen, um es als Opfer darzubringen.

Solche und andere Merkwürdigkeiten sammelte der Münchener Reichsbahn-Oberinspektor Hans Seidlmayer, ein bekannter Heimatforscher, in einem fünfbändigen Werk über beinahe unbekanntes Brauchtum und uralte Lieder.

Dieses Werk ist eine ganz große Seltenheit, da es nur in fünf Exemplaren erschienen ist, und zwar nicht in Druck, sondern mit der Maschine geschrieben. Es enthält 2000 Seiten, dazu einen Registerband von 500 Seiten und 300 Aufnahmen des Verfassers von seltsamen Bräuchen und volkstümlichen Dingen. Eine gewaltige, mehr als zwanzigjährige Arbeit steckt in dieser eigenartigen Schöpfung. Seidlmayer selbst sagt von seinem Werk: „Ich habe gefunden, daß im Brauchtum drei menschliche Grundmotive sich herausheben. In der Jugend, da dreht sich alles um die Liebe, im Mannesalter um die Erhaltung des materiellen Besitzes, im Alter um die Furcht vor dem Ungeteiften, das der Mensch sterben und Tod nennt.“

Das Sammeln solcher alter Bräuche und Eigenarten ist wohl mühsam und beschwerlich, aber es entführt ein lebendiges Bild von der Vorstellungswelt früherer Generationen und von dem Charakter eines Volkes.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 334.

Von C. Mansfield, England.
(II. Preis, La Sett. Enig. 1935.)

Schwarz: Kc6, Ta5, Lc5, Sa8, b8, Eb6, Tel. (7)



Weiß: Kc6, Df7, Tc2, h6, Ld6, z2, Sc3, e4, Ba4. (9)
Matt in zwei Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 331: Del-h6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hyna Josef, Hostomitz; Schöffel Anton, Schöbritz; Hahl Erwin, Schindler Robert, Chimlak Theo, Lohmüller Hans, Hofeld Otto, Freundl Anton, Tyle Vladimír, sämtlich Nesteraltz; Tepper Franz, Karlsbad; Richter Karl, Politz a./E.; Pusch Bruno, Kruschwitz; Vaníček Franz, Hertine; Nitsch Rosa, Trupschitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinnebler Emil, Tetschen; Ulbert Rudolf, Prosetitz; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Havel Franz, Modlan; Triltsch Gustav, Wisterschan; Bretschneider Otto, Drakowa; Walter Ludwig, Steinwitz; Hans, König Anton, Kwikau; Berger Josef, Klein-ausedl.

Stand der Bezirksmeisterschaft im 6. Bezirk.

1. Rosowitz	3½ Siege	21½ Punkte
2. Sznitz	2½ ..	21½ ..
3. Eulau A.	2½ ..	20 ..
4. Eulau B.	2½ ..	16½ ..
5. Bodenbach	2 ..	18½ ..
6. Krochwitz	1 ..	11 ..
7. Tetschen	0 ..	0 ..

Es ist dies der Stand nach der 4. Runde.

Partie Nr. 123.

Gespielt im Wettkampf Moskau gegen Ukraine am 8. Brett.

Weiß: Cistjakov. Schwarz: Ratner.

Sizilianisch.	Schwarz: Ratner.
1. e2-e4	c7-c5
2. Sc1-e2	d7-d6
3. e2-e3	e7-e6
4. Lf1-g2	Lf8-e7
5. Sb1-c3	Sg8-f8
6. d2-d3	Sb8-c8
7. h2-h3	0-0
8. Le1-e3	Lc8-d7
9. 0-0	Ta8-c7

Nicht im Geiste der Position. Richtig wäre Tb8 als Vorbereitung für b5! gewesen.

10. Dd1-d2	Sf6-e8
11. Le3-h6	Sg6-d4
12. Lh6xg7	Sg8xg7
13. Ke1-h2	Es drohte Lxh3! Dd8-a5
14. Ta1-d1	Tf8-e8
15. Se2-c1	Sf7-e6
16. f2-f4	Sf8-f8
17. Sc1-b3	Dd5-d8
18. Dd2-f2	Weiß führt seinen Plan zur Vertreibung des Springers durch.
19. a2xb3	Sd4xb3
20. Td1-e1	e7-e6
	Dd8-f6

Schwarz verliert deshalb, weil er nicht am Damenflügel Initiativ gearbeitet hat. Noch immer wäre b5 notwendig gewesen.

21. e4-e5	d6xg5
22. Sc3-e4!	Df6-e7
23. f4xg5	Tg8-d8
24. Sc4-d6	f7-f5

Schwarz hofft nach Sxc8, Lxc8 die Partie noch zu halten. Besser wäre Le8 gewesen. Der Textzug verhilft Weiß zu einer hübschen Kombination.

25. exf5	en passant! De7xg6
26. f6-f7+	Kg8-e7
27. Df2-g6+	Kg7-h6
28. Te1-e4!	Schwarz gibt auf.

Der Sieger in dieser Partie ist 17 Jahre alt und ist eine große Hoffnung des Sowjet-Schachs.